

L02246 Robert Adam an Arthur Schnitzler, 20. 11. 1916

Wien, am 20. November 1916

Hochverehrter Herr Doktor!

Wäre mir Ihre Karte nicht zugekommen (für die ich Ihnen bestens danke), so hätte ich es mir kaum herausgenommen, vor Vollendung eines neuen Opus Ihnen zu schreiben: und wie es mit meiner schriftstellerischen Tätigkeit jetzt beschaffen ist, so hätten Sie vielleicht früher die zehn Memoirenbände hinter sich gebracht als ich mich hätte melden dürfen. Ich bin nicht gewillt, unausgesetzt zu lamentieren (wenigstens nicht außerhalb des engsten Familienkreises), aber es kostet mich schwere Mühe, mit Klagen hauszuhalten: Amt, Kriegsnot, Mangel an Zeit und Ruhe, Klavierspiel zu Häupten und unter mir, Kindergeschrei, ungeheure Zerfplitterung und Bewußtsein unheilbaren Dilettantismus, Husten und Schnupfen, Verdruß und Überdruß – und endlich auch das Böseste: manchmal etwas Neid. Wieviel muß da jedesmal beiseite gedrückt und zerstampft werden, bevor eine ruhige Komödienseite geschrieben werden kann!

Trotz alledem habe ich eben den ersten Akt einer neuen Komödie, oder eher einer »Phantasie« im ersten Anlauf fast ganz umrissen; nicht der Märchenkomödie, von der ich Ihnen das letztemal erzählte (da ich fühlte, sie würde viel zu bitter, zu gallig, zu trift ausfallen, schob ich sie entschlossen in die Lade) sondern einer sonderbaren Ehstandstragödie, deren Stoff sich plötzlich bildete, als ich Kemmerichs »Profezeiungen« las. Ob sie andren als mir genießbar sein wird, weiß ich nicht; mir liegt sie – trotz des barocken Stoffs – am Herzen, weil sie viel aufzunehmen vermag, was in den letzten Jahren um mich und in mir Peinliches vorging.

Ich habe den Versuch unternommen, dieses Stück in Alexandrinern zu schreiben, nicht in den jambischen Trimetern mit Mittelzäsur, die in der deutschen Literatur als Alexandriner gelten, sondern in einer dem französischen Alexandriner nachgeahmten Versform. Das Stück spielt im alten Frankreich, und so war mir etwas daran gelegen, auch die französische Versart zu verwenden. Aber ach! Zwei Szenen waren fertig, mit Mühe fertiggestellt, und ich begann, zu zweifeln und zu zagen. Es ist nämlich nicht leicht, im deutschen, sofern es sich um längere Arbeiten handelt, unjambisch zu schreiben, der Rhythmus schlägt immer wieder in den Jambentakt um. Die Zäsur macht – mir wenigstens – ungeheure Schwierigkeiten: es gibt so wenig deutsche mehrsilbige deutsche Worte, die auf der letzten Silbe betont sind und die Abtötung unnötiger Vokalauslauten, die in den romanischen Sprachen der Wortbildung so ungemein entgegenkommten, ist uns Sünde und Greuel. So kam es, daß ich nach den ersten zwei Szenen, mutlos geworden, den Alexandriner verabschiedete und im Knittelvers oder gar in Blankversen weiterfchrieb. Nunmehr aber tut es mir wieder leid: wäre ich sicher, daß sich die auf den Alexandriner verwandte Mühe lohnte (ich schätze sie auf das zehnfache jener, die mich der Knittelvers kosten würde), das heißt: daß der deutsche Alexandriner nicht nur mir »klänge« und daß er nicht etwa gar als abwechslungslos = leiermäßig empfunden würde, dann möchte ich neuerdings, ohne die Arbeit zu scheuen, Alexandriner zu schmieden beginnen (es ist schon harte Schmiedearbeit).

Und so rücke ich mit der Frage und Bitte heraus, ob Sie, hochverehrter Herr Doktor, wenn anders Sie demnächst einmal überflüssige Zeit haben, mir ,in dieser profodischen Zweifelsfrage einen Ratschlag erteilen möchten. Ich würde, wenn Sie hiezu bereit wären, Ihnen eine Probe der Alexandrinerzenen entweder zufinden oder vorlegen, wie es Ihnen lieber wäre. (Es handelt sich um jetzt noch ganz unfertige Konzepte, an die Sie, was den Inhalt anbetrifft, am besten gar keinen Maßstab anlegen dürften: sonst müßte ich mich genieren). –

Ihre freundliche Erkundigung nach meinem körperlichen Befinden kann ich – von den vorhin erwähnten Verkühlungsercheinungen abgesehen – damit beantworten, daß ich die tiefere Gegenden berührendere Katarrhperiode für abgeschlossen halten darf; dicker bin ich allerdings noch nicht geworden und ich glaube auch nicht, daß mein Gewicht, solang das Fettkartenregime andauert, ,sich ftei-  
gern wird.

Ich habe in den letzten Tagen den JEAN CHRISTOPHE beendet und freue mich, daß ROMAIN ROLLAND den Nobelpreis erhalten hat. Welch ungeheures Unterneh-  
men, die Kulturentwicklung der letzten dreißig Jahre und alle künstlerischen und  
sozialen Hauptprobleme, die während dieser Zeit aufgerollt und übertaucht wur-  
den, im Rahmen eines Wilhelm Meister-Romans darzustellen und zugleich das  
innerste Wesen der hauptbeteiligten Kulturvölker, ihre Haupttypen, Männer und  
Weiber, ohne je zu dozieren und ennuyant zu werden, mit Gründlichkeit und  
und psychologischer Feinheit her zu schildern. Wunderbar, daß es kein Deutscher  
war, der solchen Plan faßte und ausführte; denn der Plan hat deutschen Charak-  
ter, mag auch die Durchführung – was ich zu bedauern ,der Letzte wäre – nicht  
deutsch = gründlich <sup>^ift sein</sup>. Interessant ist das Werk auch als erste große Frucht  
der Einwirkung Nietzsche'scher Ideen auf ein nichtdeutsches Genie; und ich bin  
gewiß, daß den Verächter alles Nurdeutschen über diese Erfüllung seiner Peter  
Gaft-Träume, hätte er den JEAN CHRISTOPHE erlebt, in helle Begeisterung geraten  
wäre. –

Aber ich schließe, um Sie nicht zu ermüden (obwohl ich über den JEAN CHRISTO-  
PHE noch lange forschwärmeln könnte).

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr ergebener

Robert Adam

⑨ DLA, A:Schnitzler, HS.NZ85.1.4230,15.

Brief, 2 Blätter, 7 Seiten, 5285 Zeichen

Handschrift: schwarze Tinte, deutsche Kurrent

Schnitzler: 1) auf der ersten Seite des ersten Blattes beschriftet: »ADAM« und: »MEIDL  
HPTST 58.« 2) auf der ersten Seite des zweiten Blattes nummeriert: »5«

⑩ Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod.ser. 52.263, 180–181 recto.

Brief, maschinenschriftliche Abschrift1 Blatt, 1 Seite, 5285 Zeichen

Schreibmaschine

<sup>54</sup> *Fettkartenregime*] Seit dem 17. 9. 1916 war der Erwerb von Rohfetten, Speiseöl und  
Fettprodukten nur mit amtlichen Ausweisen erlaubt.